

**»Ein Lernprozess ist etwas, das du anstiften, buchstäblich anstiften kannst, wie einen Aufstand.« (Audre Lorde)
oder: Warum wir Gesellschaftstheorie und Imagination in der Demokratie und der politischen Bildung brauchen**

In ihren Seminaren, sagt Audre Lorde, sei es ihr eher darum gegangen, Denkprozesse in Gang zu setzen, als »ganze Stöße von Informationen« weiterzugeben. »Konfrontationsunterricht« nennt Lorde das. *Confrontational teaching*.

Das Bild des Lernprozesses, der ein Aufstand ist, macht aufmerksam dafür, dass ein Aufstand Ausdauer und Beharrlichkeit erfordernde Arbeit an der Freiheit ist. Aufbrechen-können mag die »ursprünglichste Gebärde des Frei-seins« sein (Hannah Arendt). Aufstehen und gehen und neue Fluchtlinien bahnen ist dennoch nur der erste Schritt. Schon dieser erste Schritt ist alles andere als einfach. Nicht alle können aufstehen, in welcher Form auch immer. Bereits diesem ersten Schritt geht also voraus, dass wir etwas zu tun haben, es etwas zu lernen gibt: über die Bedingungen und Verhältnisse, die uns daran hindern, aufzustehen und zu gehen. Lorde selbst hatte ihre Schwarzen Studentinnen und Studenten vor Augen, die sie befähigen wollte, ihre Situation in einer rassistischen, heterosexistischen und von rassifizierter sozialer Ungleichheit geprägten Gesellschaft zu begreifen – damit sie Verhältnisse würden verlassen können, die sie erniedrigen und verletzen, damit sie überleben. *Survival skills*.

Für *weiß* positionierte und als »einheimisch« eingeordnete Personen, die – wie ich selbst – in männlich dominierten, mehrheitlich *weißen* Institutionen lehren und schreiben, an diesen Orten aber als Subjekte nicht vorgesehen waren, stellt sich die Aufgabe etwas anders dar. Denn neben die Aufgabe, das Erlernen solcher *survival skills* zu ermöglichen – *skills*, die wir brauchen, um die Verhältnisse der Verhinderung verstehen und verlassen zu können –, tritt die komplexe und komplizierte Aufgabe, zu vermitteln, wie wir je unterschiedlich in Dominanzkultur und in Verhältnisse von Über- und Unterordnung verwickelt sind.

Zu verstehen gilt es also, dass Dominanzkultur die einen privilegiert und schützt während sie die anderen relegiert und ihre Existenz bedroht. Auftrag politischer Bildung ist es daher, zum Verlernen von Dominanzkultur anzustiften. Und das heißt: Intersektional organisierte Verhältnisse der Unter- und Überordnung erkennen und verstehen lernen, uns mit ihnen konfrontieren und sie konfrontieren und ihnen die Loyalität verweigern.

Dafür gilt es, in der Theoriearbeit und in der politischen Bildung sowohl retrospektiv als auch prospektiv zu arbeiten. Das heißt, die in die Zukunft weisende politische Arbeit der Neu-Erfindung einer demokratischen Lebensweise muss verbunden werden mit retrospektiv ausgerichteter analytischer und affektiver Trauerarbeit, die als essentieller Teil des Verlernens von Dominanzkultur zu verstehen ist. Es gilt, vom Gegebenen ausgehend zu denken und dieses Gegebene zugleich als das in den Blick zu nehmen, was jetzt ist, aber nicht schon immer so war und schon gar nicht immer so sein muss. Die Operation der Kritik: beschreiben, was ist; das, was ist, zu beurteilen hinsichtlich dessen, wie es auch sein könnte, und, schließlich, abhängig von diesem Urteil, Schneisen für Veränderung bahnen.

In der bereits angesprochenen *analytischen* Trauerarbeit geht es darum, hegemoniale Konzepte zu erinnern, zu wiederholen und durcharbeiten, und zwar ganz so wie Sigmund Freud es für den psychoanalytisch angelegten, therapeutischen Prozess beschrieben hat. Das betrifft etwa die Vorstellung eines autonomen, vollständig über sich selbst und seine Lebensumstände verfügenden Subjekts sowie Muster und Habitualisierungen von Dominanz und Unterwerfung oder Denkfiguren von Differenz und Alterität aber auch gescheiterte Utopien und Verluste. Und nicht zuletzt schließt es die Durcharbeitung jener Voraussetzungen ein, die mit unseren je unterschiedlichen Mitgliedschaften, Zugehörigkeiten und Verwobenheiten verknüpft sind und auf denen unser Denken ruht.

Der Soziologe Pierre Bourdieu spricht hier vom »gesellschaftlichem Unbewussten«, das unsere Praktiken steuert oder beherrscht und von dem es sich zu befreien gilt. Das aus dieser Arbeit resultierende reparative Wissen darum, dass andere Weisen des *In-der-Welt-seins* deshalb nicht existieren oder sie nur im Schatten existieren, weil ihr Erscheinen strukturell be- und verhindert wird, lässt sich dann mit der Aussicht verbinden, dass wir Dominanz verlernen und wir zugleich kollektiv die Bedingungen für jene horizontalen Formen des Zusammenlebens schaffen können – Formen, die es möglich machen, zukünftig »in Gesellschaft aller Menschen« voranzugehen.

Und wir müssen das tun, weil wir die selbst verschuldeten gewaltvollen Verluste an|er|kennen und einen Ausgang aus Melancholie und regressiver Nostalgie finden müssen. Weil es gelingen muss, das jeweils Wirkliche als bloß *eine* Möglichkeit in der Geschichte freizulegen und jene anderen, nie vollständig artikulierten, aber »als subversive Tendenzen und Kräfte« dennoch weiter umgehenden Möglichkeiten wieder ins Gedächtnis und in unser Vermögen zu holen. Schließlich ist, wie Judith Butler schreibt, die Arbeit an einer »neuen Version der Welt« bereits »in der Vergangenheit begonnen« worden. Denn das, was »wir neu nennen«, sei lediglich »die bewusst gewordene Verwirklichung« jener zu allen Zeiten stattfindenden Bemühungen, Prinzipien zur Einrichtung der Welt zu entwickeln. Das Neue, fährt Butler fort, ist »das, was sich ereignet, wenn die Welt aus dem Traum über sich selbst erwacht.